

D r e s d e n = **Z** e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 10.

Donnerstag, den 2. März.

1854.

Feen schon auf ihrem Roß im schnellsten Trabe
Unendlich Goldgelock weht nach in Lüften,

Raum daß ich dieses habe
Gesehn, verschwebt sie zwischen Felsenklüften.
(Karl Immermann, Merlin.)

Gräfin Juliane.

Ein Miniaturbild aus dem sechszehnten Jahrhundert
von
Adolf Stern.

1.

Su den herrlichsten Gegenden Deutschlands gehören mit ihren rauschenden Wäldern und murmelnden Bächen, mit ihren Hügelzügen und ihren Thälern, mit ihren freundlichen Städtchen und alten Schlössern die Schwarzburgschen Lande. Wenn ganz Thüringen ein echter Gottesgarten genannt zu werden verdient, so sind sie in diesem den schönsten Beeten beizuzählen. Ein wenig anders als heut nehmen sie sich wohl zur Zeit unserer Erzählung aus, aber nicht weniger anlockend; und zu verargen war es damals den wackern Studenten von Erfurt eben nicht, wenn sie Gulden und Kreuzer im Schwarzburgschen verjubelten, und die hochhehrwürdige alma mater sammt ihrer großen Susanne und ihren langweiligen Magistri und Doktores ihrer vergebens harren ließen.

Der Herbst des Jahres 1568 hatte sein Scepter eben ergriffen. Noch warf vom klarsten Himmel die Sonne ihr goldnes Strahlenetz über eine lachend grüne Landschaft, — allein die mit Blättern bestreuten Wege und hier und da an den Bäumen das wehmüthig sinnende Roth zeigten an, welcher Herrscher von Gottes Gnaden jetzt hier heimisch sei. Langgestreckte Waldungen, hinter denen, schwarzen Linien

vergleichbar, die Thürme Arnstadts in die Höhe sprangen, rahmten in einförmigen und doch reizvollen Umriffen ein kleines Thal ein. Dasselbe gewann durch ein Jagdschloß im neusten Geschmack, welches in der Mitte errichtet war, die Bestimmung eines Lustwäldchens.

Hier, am Abfall einer moosbewachsenen Erhöhung, die gute Umsicht verstattete, hatte sich eine kleine Gesellschaft gelagert. Barette, Wappen, Federbüsche, seidene Wämser und seitwärts gehaltene, ungeduldig wiehernde Pferde zeigten hinlänglich an, daß dieselbe aus Edeln bestehe. Dies allein würde freilich nicht hinreichend gewesen sein, die Schaaren von Neugierigen herbeizulocken, die in respektvoller Entfernung alles, was sich erspähen und erhorchen ließ, glossirten. Aber man wußte bereits, und die Schildkundigen lasen es zum Ueberfluß aus drei gekrönten Leoparden heraus, daß es eine dänische Gesandtschaft sei, die König Friedrich direkt von Kopenhagen bis nach dem kleinen Arnstädter Jagdschlosse geschickt hatte. Ob an Graf Günther von Schwarzburg — oder an das Fräulein Juliane, war eine Frage, über welche Arnstadt, Rudolstadt und Sonderhausen sammt Lautenberg seit vier Tagen kannegefierten, und die für die Wirthe beinahe einträglicher geworden war, als der frühere, durstigmachende Bank: ob katholisch, ob evangelisch. —

Die Dänen, zu welchen sich ein paar Schwarzburgische Herren gesellt hatten, sahen sich nur mit

Mißvergnügen so beobachtet. Der vornehmste unter ihnen, Herr Hölger Rosenkranz, der Amtmann auf Schonderburg und Stadthalter von Nordjütland, als der einzige, der ein fließendes Deutsch zu sprechen wußte, wandte sich an seinen Nachbar: „aber — was hält das Volk Maulaffen feil? Wächst der Hafer hier zu Land, ohne bestellt zu sein, macht sich die Grüge von selbst?“

„Ihr seid im Irrthum, Herr Hölger. Sie arbeiten! Aber auf ein paar Stunden und auf einen blauen Montag jezuweilen kommt's ihnen nicht an! Grüge freilich — sie würden sich bedanken für Eure vaterländische Kost!“

Der Däne lächelte, als sein Nebenmann mit vaterländischem Stolz rings um sich auf ein Meer üppigster Vegetation hindeutete. Er begnügte sich zu erwidern: „dem sei, wie ihm wolle! Es mißfällt mir, so von Gaffern umstanden zu werden. Und bliebe nicht Fräulein Juliane unnützerweise dahinten, wir könnten längst im Saal sitzen!“

„Das Fräulein blieb mit Herrn Ralph Steinau zurück,“ rief ein dänischer Diener.

„Der alte Narr, der Hans Spiegel wohl auch!“ sagte verdrossen Hölger Rosenkranz.

Einige der umstehenden dänischen Herren sahen den Schonderburgschen Amtmann bestrebt an. Hans Spiegel war König Friedrichs alter und getreuer Kammerdiener und stand in großer Gunst bei demselben. Man wird daher ihr Erstaunen ermessen, als sie Herrn Rosenkranz seinen Mißmuth in so unvorsichtige Worte kleiden sahen. Die gedrückte Stimmung, die nun entstand, theilte sich auch den Schwarzburgern mit; und das Lachen und Sprechen war allein auf Seiten der Zuschauer, die es daran nicht fehlen ließen.

Eben tobte wieder ein Reiter zwischen den vereinzelt Buchen im Hintergrunde hindurch und sprengte, als er der Gesellschaft ansichtig wurde, im vollen Galepp auf dieselbe zu. Es war ein alter Mann in reicher Tracht, doch ohne Bewaffnung. „Wo das Fräulein!“ rief er, mit mehr Behändigkeit, als man seinen alten Knochen hätte zutrauen sollen, vom Pferde springend.

„Das frage ich vielmehr Euch!“ sagte Hölger Rosenkranz scharf.

„Mich? Ich verlor sie und Euren Neffen, den

Herrn Steinau, gleich im Anfang der Jagd aus dem Gesicht — ich hatte mich ein wenig im Wege geirrt und nun bin ich hier. Und die Gräfin?“

Leopold von Kauschenbach, der Deutschherr, unterbrach das hitzig geführte Gespräch lachend: „aber ist das Fräulein ein Kind? Und ist ihr Herr Ralph nicht Schuzes genug?“

„Der — ihr Schuz“ — polterte hastig Hans Spiegel.

Der Blitzfeil, den Rosenkranz versandte, hätte eben auch einen andern zum Schweigen gebracht, als König Friedrichs Kammerdiener. Die Situation wurde immer peinlicher, die Schwarzburger und die andern Dänen sahen wohl, daß hinter dem Zwiste der beiden und dem ungewöhnlich langen Ausbleiben des Fräuleins irgend etwas verborgen lag, und mühten sich doch umsonst, auf die rechte Spur zu kommen. Ein Glück, daß in diesem Augenblicke der Volkshaufe begann zu schreien und zu jubeln: „sie kommt! Da ist sie! Gräfin Juliane hoch! Das Fräulein soll leben!“

„Die Königsbraut hoch!“ schrien vorlaut einige, um zu zeigen, daß die diplomatischen Geheimnisse der Gesandtschaft ihnen bereits bekannt seien.

Hans Spiegel wurde bei letzterem Rufe sehr roth und wendete sich von dem kalt bleibenden Amtmann zum Deutschherrn: „ein schönes Pferd, was die Gräfin reitet!“

„Es könnte nichts Schöneres geben!“ versicherte Kauschenbach.

In der That war der Rappe, auf welchem an der Seite eines jungen Cavaliers die öfter genannte Dame herbeislog, seiner Reiterin werth. Von schlankem Bau, mit langer flatternder Mähne und stolzwehendem Schweif, mit den Hufen den Boden nur berührend, schien er die Liebkosungen, wie die Reitgertenschläge, die er abwechselnd erhielt, gar nicht zu bemerken. Gräfin Juliane, in einem dunkelblauen Gewand von schwerer venetianischer Seide, auf dem Kopfe ein Jagdhütchen, von dem ein paar stolze Reiherfedern nickten, die goldbraunen Locken zurückgestrichen und das edelgeformte glühende Gesicht dem kühlenden Winde preisgebend, hielt einen Augenblick an, als ob sie über die Wahl des Weges unschlüssig sei. Dann winkte sie ihrem Begleiter und lenkte mit kräftigem Zügelstruck nicht den er-

wartungsvollen Harrenden, sondern dem nächsten Wege zum Jagdhaus zu.

„Rasch nach!“ rief Hans Spiegel, der mit Erbleichen diese Bewegung bemerkt hatte.

Der Amtmann von Schonderburg gab in hellem Zorne die nöthigen Befehle, und bald befand sich die kleine Cavalcade auf demselben Wege, die Staubwolken verfolgend, die einige hundert Schritte vor ihnen in die Höhe wirbelten. Hans Spiegel und Hölger Rosenkranz ritten bald absichtlich langsam, um ein Stück hinter den andern zurückzubleiben.

„Ich hab' es im voraus gewußt,“ sagte Hans Spiegel, „wie das kommen mußte. Den ersten Tag bereits beschwor ich Euch, Herrn Ralph zurückzuschicken, Ihr hörtet nicht; — nun wird es auffällig, daß Juliane nur für ihn Augen hat!“

„So,“ — meinte Hölger mit erzwungener Fassung. „Für Euch wohl soll sie welche haben?“

„Sofern ich der Abgesandte meines Königs bin, allerdings. Herr Rosenkranz! ich verlange von Euch — daß ihr Herrn Ralph veranlaßt, die Braut seines Königs zu achten!“

„Ihr seid ein Narr!“ schrie zornig Hölger Rosenkranz. „Und so Ihr's wagt ein einziges ungünstiges Wort in der Christiansburg über die Gräfin oder Steinau fallen zu lassen — so will ich Euch als Lügner vor aller Welt brandmarken.“

Damit gab er seinem friesischen Hengst die Sporen und überließ es Hans Spiegel, in Gedanken versunken, nachzukommen.

2.

Gräfin Juliane war mit ihrem Begleiter, dem Neffen des Schonderburgschen Amtmanns, am Thore des kleinen Jagdschlosses angekommen. Ihr Erscheinen brachte eine rasche Bewegung in die träg und müßig herumlungemde Dienerschaft.

Herr Ralph Steinau, einer von den Männern, die anziehend und schön zugleich sind, trug das Jagdkleid der reichen Edeln. Die reiche Goldstickerei desselben contrastirte auffällig, aber nicht beleidigend mit der theuren Einfachheit des Puges der Gräfin.

Wer sie so lächelnd neben einander halten sah, mußte gestehen, daß die beiden ein schönes Paar bildeten.

„Am Ziel, Ralph!“ sagte Juliane mit wohlklingender Stimme. „Helft mir vom Pferde und seid meines besten Dankes versichert!“

Ralph leistete dem Wunsche sofort Folge, — hob seine Dame leicht aus dem Sattel und nahm ihren Arm, um sie nach dem Saale zu führen. Sie entzog ihm denselben mit rascher Bewegung und flüsterte: „seht Ihr nicht, daß uns Eure Genossen eilend nachkommen?“

Der junge Edle nickte und machte eine verächtliche Miene. Gräfin Juliane lächelte ihm Beifall zu und begab sich in die untern Gemächer des Jagdhauses. Ralph, der ihr folgte, musterte mit oberflächlicher Neugier die Wandverzierungen der Zimmer, aus Jagdszenen bestehend.

„Unterhaltet Euch hieran!“ sagte Juliane. „Ihr seht hier Arbeiten des berühmten Wittenberger Malers Lucas Cranach vor Euch!“

„Der berühmte Maler Lucas Cranach hat keine Künstlerseele. Er ist gut für die Schneider und Mühlmeister!“

Wieder nickte Juliane beistimmend, man konnte aus ihren Augen die helle Freude über die Uebereinstimmung mit Ralph hervorblicken sehen. Sie ergriff hastig seine Hand und rief: „Steinau — Ihr müßt mich an Christianshof begleiten. Ihr seid für mich wie geschaffen!“

Herr Ralph sah mit den fecken, braunen Augen, in deren Tiefen verlangendes Feuer brannte, zu der Jungfrau auf. Sie erwiderte seinen glühenden Blick, vermochte aber nichts zu sagen, denn gerade jetzt rasselten und stampften Hans Spiegel, Hölger Rosenkranz und ihre Begleiter in den Hof.

„Sie kommen!“

Sie ließen allerdings nicht auf sich warten. Während Spiegel in den Gesichtern der bei einander stehenden forschte, machte Herr Hölger seinem Neffen einige oberflächliche Vorwürfe darüber, daß er nicht zu ihnen gekommen. Steinau entschuldigte sich ebenso oberflächlich mit dem Wunsch der schönen Herrin.

„Ich war müde — in Schweiß — ich sehnte mich nach Zimmerkühle!“ meinte diese.

Gräfin Juliane gehörte zu den Naturen, die

zum Herrschen und Gebieten geboren, mit einer sonderbaren Schnell- und Schwingkraft die Verhältnisse zu erfassen wissend. Hundert Bewerber um ihre Hand — bedeutende Edle und kleine Fürsten hatte sie zurückgewiesen. Gegen die Werber um ihre Gunst sollte sie wohl weniger streng sein, — ein paar sagten es unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, und das tiefste Geheimniß wurde wie gewöhnlich schlecht gewahrt — aber man würde es schwer gefunden haben, ihrem Rufe laut entgegenzutreten. Die alles besiegende Schönheit hatte sich ein weites Ziel gesetzt! Das weite Ziel, ein höchste Macht symbolisirender, goldner Reif, stand in nächster Aussicht! König Friedrich der zweite von Dänemark warb um sie.

Abwechselnd beschäftigte sich nun ihr Inneres mit den Lichtbildern der Zukunft — abwechselnd aber auch mit Ralph Steinau. Der junge Edle, ein Schleswiger, der auf den Universitäten zu Pavia und Bologna, und an den Höfen von London und Kopenhagen eine Musterbildung erhalten, hatte einen Eindruck auf sie gemacht, den andre Liebe genannt haben würden. Juliane bezeichnete ihn blos als Theilnahme. Hätte sie ahnen können, was vorhin zwischen Hölger Rosenkranz und Hans Spiegel gesprochen worden war, hätte sie ahnen können, was eben jetzt der letztere bei sich erwog, sie würde wohl den Rücksichten einer Schlaubeit gefolgt sein, die ihr schon längst nicht fremd war.

So aber lud sie Ritter Ralph ein, ihr Gesellschafter bei Tafel zu sein, freute sich an den Scherzreden, mit welchen Steinau König Friedrichs Kammerdiener und den Deutschritter Rauschenbach neckte, und trat endlich, als ziemlich alle den Saal verlassen, mit ihm an das Fenster, um den prachtvollen Sonnenuntergang zu genießen. Die Königin des Tages streute Millionen Gold- und Purpurfunken über die grünen Bergkronen, die in allen Farben schimmerten, und gab Ralph Veranlassung zu sagen: „so wie eine einzige Sonne glänzt — aber für alle und ewig, — so sollt' es auch mit Euch sein, Juliane. Auf dem Thron der Welt solltet Ihr sitzen!“

„Wo ist dieser?“

„Dort eben!“ entgegnete Steinau, gegen den Himmel deutend.

„Ich geriethen dann mit der Jungfrau Maria

in Streit!“ lächelte Juliane. „Kommt! Noch einen Gang durch den Wald!“

Als Gräfin Juliane und Steinau das Schloß verließen, stand Hans Spiegel am Thore. Er richtete einen bekümmerten Blick auf die Lustwandelnden, die im verschlungensten, üppigsten Dunkelgrün bald seinen Blicken entschwanden.

„Ich muß Gewißheit haben!“ murmelte er. „Und da ich sie nicht anders erhalten kann, mag es sein! Arx!“

Auf diesen Ruf erschien in der Halle eine Art canibanischer Gestalt. Ein hoher, überderber Wuchs, ein Gesicht, in dem sich dumme Pfiffigkeit und rohe Genußsucht paarten, und ein buntscheckiger Anzug bildeten den königlich dänischen Heibucken Arx, den Spiegel empfing: „jetzt sei klug!“

„Arx war immer klug! Was giebt's?“

„Folge dem Fräulein Juliane und dem Ritter, die einen Weg gingen, nach!“

„Und?“

„Und siehe zu!“

Arx lachte ausgelassen. Dann sagte er hämisch: „bei mir daheim, auf den Faröerinseln, fangen wir die Fettgans und ziehen einen Docht hindurch und brauchen sie als Leuchte. Die Leuchte habt Ihr und ich soll den Docht schaffen! Wollen sehen!“

(Schluß folgt.)

Die That einer Mutter.

Erzählung nach dem Leben.

Von

Hugo Goering.

(Schluß.)

6.

Traum, Drakel und Opfer.



Es war eine böse Nacht, welche Marianne nach diesem Tage zubrachte. Bitternd vor sich selbst bei dem Gedanken an die Möglichkeit, mit eigener Hand ihr Kind dahingeben zu können, hatte sie sich auf ihr Strohlager geworfen. Spät erst schlief sie ein, das Auge auf den Mond geheftet, der durch eine offene Wandlucke hereinschaute. Sie meinte, er könnte ihr Trost bringen.

Aber kaum war der Schlaf über sie gekommen, da begannen die Träume durch ihre erschütterte Seele zu kreuzen.

Sie träumte, als säße sie vor der Thüre des Hauses, mit einer Arbeit beschäftigt. Zwanzig Schritte von ihr, unter dem Schatten einer dichten, alten Eiche, spielte ihr Kind zwischen einem Getümmel von Tauben, die leichtfüßig und flatternd Futter pikten und der Kleinen davon brachten. Da plötzlich fliegen die Tauben verschreckt auf; ein Geier stürzt aus dem Gezweig des Baumes, erfaßt das schreiende Kind und steigt mit ihm in die Lüfte. Sie will Hilfe rufen; umsonst! Sie kann nicht. Sie vermag nichts, als mit dem entsetzten Blicke dem Räuber und dem Raube folgen, der rasch dahinschwebt und endlich in weiter Ferne verschwindet. Jetzt wird sie ihrer Stimme wieder mächtig. Sie schreit auf und — erwacht von ihrem eigenen Angstschrei. Der Mond scheint noch an derselben Stelle zu stehen, als da sie einschlief. Sie preßt die schlafende Luise an sich und, mit ihren Armen sie umschlingend, als wollte sie sich des Besitzes versichern, schlummert sie auf's Neue ein.

Der Traum spinnt sich weiter.

Auf einer Anhöhe, auf einem breiten, hohen Steine sitzt der Räuber ihres Kindes. Aber das Kleine ist verschwunden. Und der Geier, das ist ja sie selber in Menschengestalt, und der Ort das Hochgericht. Sie will sich entsetzt aufraffen und flüchten. Unsichtbare Mächte halten sie zurück. Da fangen die Steine und Gräser rings umher an, sich zu beleben. Sie reden in einer wunderbaren Sprache. Aber sie versteht jedes der Worte, die an sie gerichtet sind.

„Du thatest wie eine Rabenmutter! Nun mußt du ewig sitzen auf dem Rabensteine, und niemand ist, der sich Dein erbarmen mag.“ Und in weiter Ferne wird sie gewahrt die alte Sybille, die von einem Lichtglanz umflossen daherschwebt und mit aufgehobenem Finger ihr droht, dreimal den Kopf schüttelt, daß die spärlichen grauen Haare wild umherfliegen, und dann sich von ihr abwendet. Da faßt sie Verzweiflung; der Henker steht vor ihr mit blutigrothem Beil. Sie fleht ihn an: „strafe, strafe mich! Ich war eine Rabenmutter! Strafe mich!“ Aber er zieht ihr ein grimmig Gesicht und sagt: „nein! Rabenmütter brennen in der Hölle.

Das Beil der Gnade und Gerechtigkeit ist für geringere Sünder. Warte auf Dein Gericht. Schau' auf! Schon beginnt es!“ Und wie sie aufschaut, da schreitet die kleine Luise auf dem Querbalken des Galgens und tanzt und springt auf und nieder. Vor Angst vermag sie das Kind nicht zu warnen, und doch sieht sie, daß die grausen Sprünge ein schlimmes Ende nehmen müssen. Sie ringt nach Sprache, nach Stimme. Umsonst. Und da endlich der Ton aus ihrer Brust sich löst, da stürzt in demselben Augenblicke Luise vor ihr nieder, zerschmettert, todt, die bunten Kleidchen mit Blut besfleckt. Der Henker nimmt das Todte und legt es an Mariannens Brust. Es ist ein Eisklumpen, der unablässig fest haftet. Sie fühlt, wie dessen Kälte ihr Herz erstarren macht, wie von da aus alles Blut gefriert. Und dennoch lebt sie, dennoch könnte sie alles hören, sehen, was um sie ist, wenn nicht in dem innern Rufe und in dem Geschrei der Steine und Pflanzen und alles Todten und Lebenden umher in dem Rufe: „Rabenmutter!“ alles andere verhallte und verschwände. Sie möchte entfliehen; sie kann nicht! Sie möchte sich verbergen; es ist unmöglich! Schwarze Wolken sammeln sich um die Höhe. Blitze zucken und zielen nach ihrem Herzen; Donner rollen. Aber die Blitze prallen von dem Eis ihrer Brust ab. Die Donner zermalmen sie nicht. Aber sie reißen die Erde auf, daß ein klaffender Abgrund vor Mariannens Füßen seine schwarzen Tiefen öffnet. Und jenseits erscheint an der Hand des Seiltänzers Luise, und winkt ihr zu sich hinüber. Sie will der Einladung folgen. Sie springt auf; kein Blitz, kein Donner schreckt sie mehr; der dunkle Abgrund ist ihr verschwunden. Sie steht schon vor ihrem Kinde, sie will es in ihre Arme schließen; da —

Erwacht sie von lauten Schlägen an die Hausthüre. Die Morgendämmerung ist an die Stelle des Mondes getreten, und vor dem Hause stehen die Männer, welche Sybillens Leiche zum Grabe abholen wollen. Denn der alten Bettelfrau ist nichts gegönnt, als eine stille Frühleiche ohne Begleitung des Predigers, ohne Glockenläuten und Todtenlied. Bis in die Pforten des Grabes, bis in die Tiefen der geweihten Erde folgt dem Armen der Fluch des Elends und der Schmach seiner — Armuth!

Marianne aber öffnete dem ungestümen Klopfen der Männer nicht sogleich. Sie hatte noch ein Geschäft vor, das zuvor abgethan sein mußte, ehe ein irdisches Wort über ihre Lippen käme. Sie wollte Gott um das Loos ihres Kindes fragen. Unter dem Strohbündel, auf dem ihr Kopf lag, hatte sie deswegen eine Bibel vor'm Schlafengehen untergesteckt, um dieselbe zu ihrem Zwecke sogleich am Morgen bei der Hand zu haben.

Das uralte Buch, von Spangenschlössern zusammengehalten, lag noch verschlossen auf ihrem Knie. Sie faltete die Hände über demselben, schaute gen Himmel, und sandte ein frommes Gebet empor.

Den frommen Seufzern der Mutterliebe, der heiligsten, göttlichsten Liebe unter den Menschen, sind die Pforten des Himmels immer geöffnet; denn Gott liebt das Menschliche, und die Liebe der Mutter ist die erste Verklärung des Menschlichen. Marianne fühlte das; sie ahnte, daß sie nahe bei Gott gewesen war; denn Freude und Vertrauen regten sich in ihrer Brust.

Sie beugte sich über ihr Kind und küßte es. Dann löste sie mit unmerklich zitternder Hand die Spangen des Buches, und ließ es sich auseinander schlagen. Als die befreiten Blätter sich ausgebreitet hatten, nahm sie einen Strohhalm und stach zwischen sie hinein. Die Seiten, zwischen welche der Zufall denselben geführt hatte, schlug sie nun auf. Ihr begieriger Blick suchte die Ueberschriften, die über den Spalten gedruckt waren. Da stand: „Joseph, seines Vaters Liebling,“ und weiter: „wird verkauft.“ Und sie las die Verse des Textes, und fiel zuerst auf diese: „da sprach Juda: kommt, laßt uns ihn den Ismaeliten verkaufen, daß sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen. Und sie gehorchten ihm. Und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüberreisten, zogen sie ihn aus der Grube und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge. Die brachten ihn nach Egypten.“ —

Ihre Stirn fing an zu glühen, ihr Herz erzitterte. Aber sie las weiter bis zu der Stelle: „Joseph ward hinab nach Egypten geführt; und Potiphar, ein egyptischer Mann, des Pharaos Kammerer und Hofmeister, kaufte ihn von den Ismaeliten, die ihn hinabbrachten. Und der Herr war mit Joseph, daß er ein glücklicher Mann ward.“

„Verkauft zur Glückseligkeit! Mißhandelt zu Segen! Und Glück wuchs aus dem Frevel!“ flüsterte die todtenblaß gewordene Marianne nach einer langen Pause, während deren sie das Gelesene anstarrte. „Das ist Dein Wink, o, Gott! Das ist Dein Gebot! Das ist Deine Verheißung. Dein Wille geschehe!“

Und sie ging, den Todenträgern zu öffnen.

Preist nur den Menschen wegen seiner Gabe des freien Willens, ihr Moralisten! Preist den Menschen, ihr Philosophen, weil die Natur ihm verliehen hat zu denken! Preist ihn zur Erniedrigung der thierischen Geschöpfe, weil so ein Funke Bewußtsein, Weisheit, Vernunft in ihm liegt, der ihm vorleuchte und die Stellen ihm zeige, wohin sein Fuß treten soll! Preist ihn immerhin! Wer wird nicht begreifen, daß der Weihrauch, den ihr streut, doch nur euren hohen Gaben, Eurer Fähigkeit zu wollen, eurer Weisheit, euch selbst von euch gestreut ist?

Das Thier hat keine Lichter in sich. Es folgt seinem dunklen Drange ohne Wahl und trifft das Rechte. Es sündigt nicht, weil es den einen Weg gehen muß und keinen andern gehen kann.

Dem Menschen sind diese Lichter verliehen. Sie machen ihn zum Herrscher, zur Krone der Erdschöpfung. Und in dem Augenblicke, wo er ihrer am nothwendigsten bedarf, um nicht zu fallen, löschen sie ihm aus. Er muß nach einem Stab greifen, der ihn leitet, und seine Noth giebt ihm keinen andern in die Hand, als den Zufall. —

Drei Stunden waren vergangen. Marianne hatte die todte Freundin zu Grabe geleitet und ihr in's Grab nachgeweint. Nach Erfüllung dieser frommen Pflicht ging sie, den Befehl des Bibelorakels zu vollziehen.

Sie hatte zwei Stunden Weges bis nach der Stadt. Einsame, waldige Gebirgspfade führten dahin. In solcher Stille, in der Feierlichkeit eines friedlichklaren Morgens liegt ein Zauber, der die natürlichen Gefühle unsers Herzens wunderbar kräftigt und belebt.

„Was thust Du, Marianne?“ fragte sie sich. „Also doch bist Du nun im Begriff, das zu vollziehen, wovor Du so entsetzt zurückschaudertest? War jene erste Regung eitel? War jener Abscheu eine Thorheit?“ Und ihr ward sehr Angst. Aber

sie betäubte ihr Herz und erfüllte ihre ganze Seele mit dem Gedanken an das Drakel. Sie zog ihr Kind fester an sich und sprach zu sich selber: „und der Herr war mit Joseph, daß er ein glückseliger Mann ward.“

„Aber war es darum weniger ein Verbrechen, daß die Brüder den Bruder verkauften?“ rief es in ihr. „Und was thaten die verdorbenen Enkel Abrahams? Der, an dem sie sich vergingen, war nur ihr Bruder. Du, Marianne, verräthst Dein Kind. Deine That ist ein Verbrechen gegen die heiligsten Pflichten der Menschheit, gegen das süßeste Naturgesetz der Mutterliebe. Was ist die Liebe der Geschwister gegen sie? Und Du wagst es, ihr zu trohen?“ Da mahnte sie sich, daß es ja nur aus liebender Sorgfalt geschehe, um deswillen, was ihr am Morgen verheißten worden war: „und der Herr war mit Joseph, daß er ein glückseliger Mann ward.“ Zuweilen freilich wollte diese Zuversicht wanken, wenn sie an die Züge und Reden des Seelenkäufers dachte. Welche Hartnäckigkeit, wie viel Starrsinn und Grausamkeit, wie viel kalte Klugheit hatte er in der kurzen Unterredung verrathen! Und lag nicht ein Dämon in seiner Seele, der sie lauernd durch seine Augen angeblickt hatte? Sie hatte noch nie gehört, das man Menschen zu Leibeskünsten dressire, wie das Vieh. Aber der Seiltänzer hatte ja selbst verrathen, das er den Kindern, die er bildete, furchtbar sein mußte. „Vielleicht verkauft Du ihm Dein Kind zu Qual und Martern!“ weinte sie. Aber sie weinte sich aus und richtete sich mit den trostvollen Worten auf: „und der Herr war mit Joseph, daß er ein glückseliger Mann ward.“

So brachte ein frommer Aberglaube die lauten, untrüglichen Stimmen der Natur allmählig zum Schweigen und half Mariannen, den Schmerzensweg vollenden.

Was wird aus dem Kinde werden? Auf welche Wege wird es die That der Mutter führen? — Noch weiß ich es nicht, denn die Zukunft ist mir so dunkel, als dem Leser. Doch will ich nicht versäumen, seinem Schicksale nachzuforschen.

Seiner Zeit werd' ich Rechenschaft geben über den Erfolg dieser Nachforschungen.

R a h e l.

Eine biographische Studie

von

Cläre von Glümer.

„Still und bewegt“ ist das Motto der Briefsammlung, die nach Rahels Tode auf Wunsch ihrer Freunde erschien. In diesen Worten spiegelt sich aber nur eine Seite des edlen Wesens, das, immer bereit, Trost und Freude zu spenden, für sich selbst wenig Glück und niemals Befriedigung fand. Ja eigentlich stellen sie den Leser auf einen falschen Standpunkt: wir erwarten über die Bewegung ein in Entsagung stilles Herz gebieten zu sehn, und finden ein gläubiges, aber unruhiges, schmerzreiches Suchen, ein Heimweh, das auf Erden keine Heimat weiß und sie dennoch auf Erden begehrt.

Rahel Levin wurde 1771 in Berlin geboren. Ihr Vater war ein geistvoller, aber launenhafter Mann, dessen Tyrannei die Jugend seiner Kinder verdüsterte, Rahels leicht verletztes Gemüth niederdrückte und sie früh zur Vermittlerin in der Familie, zur Rathgeberin und Trösterin der jüngern Geschwister berief. Ihre jüdische Abstammung fühlte sie lange Zeit wie einen Fluch; 1795 schreibt sie in einem Briefe an Veit in Jena: „glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht, — ich fehle nicht gewein; es ist immer ein unumstößlicher Berg, wenn man ihn auch nicht sieht. Ich habe solche Phantasie, als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch in's Herz gestossen hätte: „ja, habe Empfindung; fleh die Welt, wie sie wenige sehen; sei groß und edel; ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen; eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin!“ und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen; jede Bewegung sie zu stillen, neuer Tod; und Unbeweglichkeit mir nur im Tod selbst möglich. Lächeln Sie oder fühlen Thränen aus Mitleid, ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Mißbehagen, jeden Verdruß da herleiten.“

Außern Mißverhältnissen konnte diese Klage nicht entstammen, denn Rahel bewegte sich in angenehmen geselligen Kreisen und empfing daher belebende Eindrücke. Auch nach des Vaters Tode gingen die geistreichsten, talentvollsten Männer und Frauen in der Levin'schen Familie aus und ein, die später den Namen Robert annahm. Die beiden Humboldt, Frau v. Schlegel, Gutz, Ludwig Tieck, Gustav v. Brinkmann, v. Guaitieri wurden Rahel befreundet, vor allem aber der wilde, geniale Prinz Louis Ferdinand, der von ihr immer Wahrheit hörte und annahm. Rahel war mit dem glücklichsten Verständniß begabt; dankbar für jedes Wohlwollen;

in Liebe bemüht, Feindliches zu versöhnen, Widerstrebendes auszugleichen, das Verdienst anzuerkennen und das verborgenste Gute an's Licht zu ziehen. Es konnte nicht fehlen, daß sie der Mittelpunkt, die Seele ihres Kreises wurde; ihr Geist, ihr Wiß, ihre Naivetät wurden allgemein bewundert, ihre Worte wie Orakelsprüche wiederholt. — Aber was am meisten Achtung in ihr verdiente: ihre unerschrockene, unwandelbare Wahrheitsliebe gab oft zur Bekennung Anlaß. Rücksichtslos gegen sich selbst, gab sie dem Uebelwollen, — das sie trotz mancher bitteren Erfahrung nie und nirgend voraussetzte, — ihre Schwächen und Wunden preis. Das mildeste, weiblichste Gemüth wurde von mancher Seite der Härte und Lieblosigkeit beschuldigt, und weil es so weich war, lernte es nicht die Ungerechtigkeiten verschmerzen, obwohl es sie immer verzieh und bei der Ansicht verharrete: nur halbes oder falsches Verstehen wäre der Grund dieser Schmerzen. 1795 schrieb sie an Veit: „Warum wollen Sie niemand einen Brief ganz von mir zeigen? mit würd' es gleich sein, nichts davon darf scheuen gesehen zu werden. . . Könnst' ich mich nur den Menschen aufschließen, wie man einen Schrank öffnet und mit einer Bewegung geordnet die Dinge in Fächern zeigen! Sie würden gewiß zufrieden sein und, sobald Sie's sehen, auch verstehn.“

Und im Jahre 1800: „Es ist aber nicht gut, auch nur das Geringsste zu verschweigen, und wenn man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf diese Vollkommenheit müßte sich jedes Individuum üben, wie die Menschheit sie erwarten muß.“

Und wieder sieben Jahre später:

„Überall habe ich an nichts mehr einen Eckel als mich zu verstellen. Für Königreiche, für ein Leben in glücklichen Thälern! aber nicht, damit die, die einen niemals kennen, ein wenig anders denken. Was in mir vorgeht, das ist gut: ich Sorge gar nicht!“

Meistens blieb Rahel das Glück ver sagt, vollständig erkannt zu sein. Ihr Geist war so leuchtend, daß man sich leicht überredete: er lebe auf Kosten des Gemüths. Und doch war ihr Herz in gleichem Maße thätig und nahrungsbedürftig. Sie liebte und erfuhr bittere Täuschung. Ihre Verlobung mit dem Grafen Finkenstein ging auf Begehren seiner Familie zurück und er vermählte sich später mit einer „Ebenbürtigen.“ Rahels Schmerz kam der Tiefe ihres Gefühles gleich, aber sie kämpfte dagegen und kam durch erzwungene Ruhe nach und nach zur natürlichen. Damals schrieb sie an Frau v. Böye: „Ich habe etwas Schreckliches erlebt, eben weil es mich nicht umbrachte. Daß man die Unschuld und ihr Bewußtsein nicht zusammen haben kann! das ist das Unheilige in der Welt, — ich nenne Unschuld, wenn man das rechte Unglück nicht kennt:

diese Bekanntschaft infamirt, ich laß es mir nicht ausreden! Man ist kein reines Geschöpf der Natur mehr, kein Geschwister der stillen Gegenstände mehr, wenn man einmal aus Schmerz, Erniedrigung, zusammengeängstet, in Verzweiflung gern seine Existenz gegeben hätte, um nicht schmerzsfähig zu sein: wenn man alles, die ganze Natur, für grausam gehalten hat. Nun hab' ich zwei Ansichten der Welt — wehe! — und die mir am natürlichsten ist, die natürliche, ist eine künstliche geworden.“

An einer andern Stelle dagegen: „wenn wir nicht albern wären, würden wir unsinnig. Mittagzeit, — Abendessen, — Gutenmorgensagen, — die alberne Regelmäßigkeit schützt uns. Wer hat es nicht gefühlt, daß ihn Müdigkeit vor Raserei schützt? aber nicht allein, daß man dann entschlafen muß, — wir müssen wissen, daß wir schlafen werden, das schützt uns.“

Und endlich: „düngen Sie mit Verzweiflung — aber sie muß ächt sein — und Sie werden vor treffliche Ernte haben.“

Im Herbst desselben Jahres (1800) ging Rahel nach Paris und schrieb von dort aus an ihre Schwester Rosa: „Es ist keine von den Traurigkeiten, die wieder vorgeht, die wie ein durch Wolken gebrochener Schein eine Gegend angenehmmelancholisch verdunkelt und erhellt. Nein, die Gegend selbst ist zerstört und meine ewige himmlische Laune kann nur Sonnenblicke darauf werfen. Sie bleibt die Traurigkeit, die Einsicht, der Ernst; es ist vorbei.“

Aber der Aufenthalt in der Weltstadt war doch von Nutzen; wenn er auch die Wehmuth nicht aus ihrem Herzen tilgen konnte, gab er ihr des Antregenden so viel, daß sie innerlich erfrischt im Frühling 1801 nach Berlin zurückkehrte.

Hier war, nach mancher Veränderung im geselligen Kreise, noch viel des Guten geblieben, und die Lebensströmung führte Neues, Interessantes für kürzere oder längere Zeit herbei: so auch 1808 die Bekanntschaft mit Barnhagen von Ense, der Rahel früher gesehen hatte, ohne sich ihr nähern zu können. Mit regem Sinn und warmen Herzen umfaßte er das außerordentliche Wesen, das ihm entgegentrat; sein Verständniß that Rahel wohl, — sie hatte endlich einen Ruhepunkt für ihr Herz und wurde, trotz allem Wechsel der äußern Verhältnisse und mancher langdauernden Entfernung nicht von diesem Freunde getrennt, mit dem sie sich später auf immer verband.

Zwischen dem Sicherkennen und der Vereini gung lagen aber die inhaltsschweren Jahre der Napoleonischen Siegeszüge durch Deutschland, unseres Elends und unserer Rettung. 1809 ging Barnhagen zur Armee; in demselben Jahre verlor Rahel die Mutter, blieb aber in Berlin und im persön-

lichen und brieflichen Verkehr mit nahen und fernem alten und neuen Freunden.

Die Schrecknisse des Krieges rückten indessen immer näher, und im April 1813 bereitete sich Berlin, die ersten Verwundeten aufzunehmen. Rahel's thätige Menschenliebe fand hier bei der Reorganisation der Krankenhäuser ein weites Feld. Trotz ihrer Körperschwäche war sie unermüdet, und wo eigene Mittel nicht ausreichten, schaffte sie von anderer Seite das Nöthige herbei.

Und noch mehr entfaltete sich ihre Thätigkeit, als sie in Prag, wohin sie geflüchtet war, von den Schreckensscenen, denen sie entgehen wollte, eingeholt und umgeben wurde. Die Schlacht bei Kulm hatte Prag mit Schaaren von Verwundeten gefüllt; im strömenden Regen, ohne Speise, ohne Wäsche lagen die Unglücklichen in den Straßen, bis das Erbarmen der Frauen ihre Wunden verband, ihre Zungen stillte, Obdach und Mittel zum Fortkommen schaffte. Rahel war unermüdet: sie schrieb an einflussreiche, vermögende Freunde, sie ermunterte ihre Gefährtinnen, sie tröstete die Leidenden und vertheilte die eingegangenen Liebesgaben mit Umsicht unter Freund und Feind. Und dabei fühlte sie den Druck ihres kranken Körpers weniger; dadurch überwand sie den Schmerz, den ihr das liebevolle Betragen ihres langjährigen Freundes Genz bereitete; dadurch verdrängte sie die Angst um Barnhagen, der mit General Zettenborn alle Gefahren des Feldzuges theilte, und fühlte eine Freudigkeit und Erhebung wie nie zuvor. Den 4. October 1813 schrieb sie an Barnhagen:

„Ich bin ganz freudig, den Soldaten dienen zu können. Gott muß ich danken und thue es gewiß: ich schäme mich oft des Glückes; warum kann ich ihnen dienen und sie nicht mir? wer bin ich? ich kann sie nicht mehr zählen und erkennen, denen ich Gutes gethan habe! also doch einmal eine Fürstin! Ach Du solltest unsere Preußen sehen, — die Bescheidenheit! die Wunden! das, denken sie, muß nur so sein! Ein Hemde wollen sie nie nehmen, und wiederkommen zur Wohlthat nie. „Ach, wie ich so viel annehme!“ sagt der Gemeinste, „wie viel thun Sie an mir!“ ich bedeutete ihnen dann, daß ich nur eine Kommissiönaire bin und von wem es kommt.“

Und den 12. October:

„Ich bin mit unserm Kommissariat und unserm Stabschirurgen in Verbindung; habe eine Anzahl Charpie, Binden, Lappen, Socken, Hemden; lasse kochen in mehreren Vierteln der Stadt; sehe zu 30 bis 40 Häfcher und Soldaten des Tages selbst; bespreche, belaufe alles und thue mit der vertrauten Summe das Möglichste! daher traue ich es auch niemanden als mir selbst an und zu; und verschmähe es, öffentlichen Behörden einzuliefern und öffentlichen Dank, den ich für Bequemlichkeit und nicht für pflichtgebotene göttliche Men-

schendienstleistungen bekäme. Zeit aber, Lieber, behalte ich gar nicht! . . . Meine Landsleute suchen Rath, Hilfe und Trost: ja, und Gott erlaubt mir, klein und nichts, und gering geboren und arm wie ich bin, es ihnen zu geben. — Diese breite äußere und diese innere Beschäftigung hält mich hin. Ich schäme mich, daß mir Gott das Glück zuschickt! und wenn ich mich schäme, daß Ihr Euch alle schlagt, so tröste ich mich wieder über meine Bequemlichkeit indeß damit, daß ich auch thue im Helfen und Heilen.“

Im September des folgenden Jahres, nach mancher Angst und Krankheit wurde Rahel endlich auf immer mit Barnhagen verbunden. Obwohl unter scheinbar ungünstigen Bedingungen geschlossen, — Rahel war 13 Jahr älter als Barnhagen, — behielt diese Ehe bis zur Trennung durch den Tod die ursprüngliche Frische des Gefühls und den gleichen Zauber und Reichthum geistigen Austausches.

Für die Dauer des Congresses begleitete Rahel ihren Gatten nach Wien, lebte dann abwechselnd in Frankfurt a. M., Karlsruhe und Baden, bis Barnhagen 1819 nach Berlin zurückberufen wurde.

Aber in der alten Heimat empfand Rahel den Wechsel der „irdischen Dinge“ doppelt schmerzlich: — der Tod, die Entfernung, die Entfremdung manches Freundes wurde hier, gleichsam erneuert, in ein Gefühl der Entbehrung zusammengedrängt; wachsende Körperschwäche, vor allem aber der Mangel eines angemessenen Wirkungskreises regten Rahel's Gefühlsleben krankhaft auf. Nur allseitige Thätigkeit der Kräfte erhält das physische und psychische Gleichgewicht, und wie selten wird das dem Manne — wie viel seltener dem Weibe gewährt! Früh schon empfand Rahel die Beschränkung des Frauenlebens. Im 22. Jahre schrieb sie an Veit:

„Wie können Sie aber so grausam sein und mich vermahren, ich solle oder müsse das alles sehen! wissen Sie denn nicht, daß ich vergehe, ganz vergehe, wie etwas, das aufhört? Ist es einem ordentlichen Menschen möglich, sich Berlins Pflaster für die Welt ausgeben zu lassen und kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist. Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre und sie hätte nur ahnen können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei im hiesigen Staube ersticken sollen. Ein ohnmächtiges Weien, dem es für nichts gerechnet wird, nun so zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte, (und das Gedanken hat, wie ein anderer Mensch) und richtig zu Hause bleiben muß; das, wenn's mouvements macht, die merklich sind, Vorwürfe aller Art verschlucken muß, die man ihm mit raison macht, weil es wirklich nicht raison ist zu schütteln; denn fallen die Gläser, die

Spinnroden, die Flore, die Nähzeuge nach, so haut alles ein."

Und zu derselben Zeit an den kranken Gustav von Brinkmann:

"Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Sie besuchen; rühmen sie die Einrichtungen, wenn Sie können, ich kann nicht. Damit ein schlechtes Mädchen nicht dumm handeln kann, soll ein gutes eingeschränkt sein? gut ausgedacht!"

1819 finden wir dieselben Gedanken entwickelter in einem Briefe an Rosa im Harz. Rahel sagt darin:

"Mache Dir Zerstreung, d. h. gehe an Orte, wohin neue Gegenstände, Worte und Menschen Dich berufen, Dir Blut, Nerven, Leben und Gedanken auffrischen. Wir Frauen haben das doppelt nöthig, indessen der Männer Beschäftigungen wenigstens in ihren eigenen Augen auch Geschäfte sind, die sie für wichtig halten müssen, in deren Ausübung ihre Ambition sich schmeichelt; worin sie ein Weiterkommen sehen, in welchem sie durch Menschenverkehr schon bewegt werden; wenn wir nur immer herabziehende — die kleinen Ausgaben und Einrichtungen, die sich ganz nach der Männer Hand beziehen müssen — Stückelein vor uns haben. Es ist Menschenunkunde, wenn wir uns einbilden, unser Geist sei anders und zu andern Bedürfnissen konstituiert, und wir könnten z. E. ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mit zehren. Diese Forderung entsteht nur aus der Voraussetzung, daß ein Weib in ihrer ganzen Seele nichts Höheres kannte, als gerade die Forderungen und Ansprüche ihres Mannes in der Welt, und die Gaben und Wünsche ihrer Kinder. Dann wäre jede Ehe schon bloß als solche der höchste menschliche Zustand. So ist es aber nicht; und man liebt, hegt, pflegt wohl die Wünsche der Seinigen; fügt sich ihnen; macht sie zur höchsten Sorge und dringendsten Beschäftigung, aber erfüllen, erheben und ausruhen zu fernerer Thätigkeit können die uns nicht; wie auf unser ganzes Leben hinaus stärken und kräftigen. Dies ist der Grund des vielen Frivolen, das man bei Weibern sieht oder zu sehen glaubt. Sie haben der Regel nach gar keinen Boden für die eigenen Füße, müssen sie nur immer dahin setzen, wo der Mann eben stand und stehen will, und sehen mit ihren Augen die ganze bewegte Welt, wie etwa einer, der mit den Wurzeln wie ein Baum in der Erde verzaubert wäre; jeder Versuch, den unnatürlichen Zustand zu lösen, wird Frivolität genannt oder noch für strafwürdigeres Bestreben gehalten."

Die gesellschaftlichen Mißverhältnisse im einzelnen und allgemeinen gaben Rahel viel zu denken: moderne Bildung, — Ueberschätzung des materiellen Wohlseins, Vorurtheile einzelner Klassen, Formenwesen, Entheiligung der Ehe, falsche Kindererziehung, Verschwinden des Schönen aus dem ge-

selligen Verkehr machten ihr Schmerz oder erregten ihren Zorn, nährten aber jeder Zeit die Erwartung eines bessern harmonischen Zustandes. 1811 schrieb sie ihrem jungen Freunde Alexander v. d. Marvig:

"Zu eitel sind noch meine Freunde. Die ganze Welt können jetzt nur die Schlechten umschaffen. Menschengebäude lassen sich nicht aufbauen, wehren kann man sich nicht, entfliehen auch nicht. Hütten aber und stille Anstalten sind zu treffen: dazu aber sind die Guten zu stolz. Einen Namen sollen ihre Thaten, ihre Werke haben, nach Alexander, nach Moses, nach Christus sollen sie heißen. Es sind der Guten mehr da, als je; seien sie gut, leben sie gut, leben sie noch so viel als möglich und dies für eine That angesehen, ist viel möglich. Die Kolonie ist gleich da, nur ohne Projekt, nur das Allernächste immer gut gemacht; so sehr hindert keine Regierung, und hindern sie wirklich die Regierungen, so ist es ja gut zusammen sein, sich helfen, besprechen, sich da wissen, sehen; kann einer sterbend die Welt, sein Land retten: ich rathe es ihm, und wären Sie es. Geht es nicht? Das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitionösen Versuche sind das Schlechteste. Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt. Und von einer großen Vereinigung dieser wollenden Menschen sollte nichts gar nichts entstehen? Ein Wachsthum solcher Vereinigung müßte alle rohen Anstalten sprengen, in sich aufnehmen; aber dies hat keinen Namen und es unterbleibt; oder es geschieht auch nur unbewußt, denn es geschieht allwährend."

1824 finden wir in einem Tagebuche:

"Das gesellige Dasein und Leben muß nun in Europa eine andere Gestalt annehmen: und sei es noch so langsam, es wird aber schnell genug gehen... Kann ein Hofleben, mit seinen einzigen allseitigen Wirkungen auf alles Leben unter ihm bestehen ohne unbedingte Ausgaben? Ein Budget ist ein Schutz mitten in das Herz dieses Lebens. Ein Hofleben war ja nur eine Kunstdarstellung eines bessern, unbedingten Lebens; aber die alten Erbbedingungen stellen sich früh oder spät ein. Viele lebten, die übrigen alle leisteten, — sie sollen jetzt alle leben, wird bewilligt; und dies einmal gesagt, ist kein Halt mehr."

1832 begrüßte sie mit dem höchsten Interesse St. Simons damals neue Lehre, deren Entwicklungen zu verfolgen ihr leider nicht mehr beschieden war. Wir finden in einem Briefe an D. v. Willisen:

"Hier haben sie Globes, das point quotidien, welches man haben muß. Sie werden durch meine Striche und Worte sehen, was ich für schön, schön gesagt und richtig finde; aber nicht wie erschütternd, auch zerreißen, auch beglückend es auf mich wirkt; es trifft einen ganz lebendigen, geordneten Vorrath

in mit an. Ich litt nicht allein, aber mit allen Menschen: und unendlich: vielleicht einzig."

Und zu derselben Zeit sagt sie zu R. Schall:

"Ich bin die tiefste Saint-Simonistin. Nämlich: mein ganzer Glaube ist die Ueberzeugung des Fortschreitens, der Perfektibilität, der Ausbildung des Universums zu immer mehr Verständnis und Wohlbestand im höchsten Sinn; Glück und Glückbereitung."

Aber auch für jedes persönliche Leid behielt Rahel ein offenes Auge und ein offenes Herz; wo sie nicht helfen konnte, gab sie den Trost ihrer Theilnahme und war in geistiger Hinsicht unablässig „barmherzige Schwester." Auch war es ihr vergönnt, noch einmal materielle Hilfe in ausgedehntem Maaße zu gewähren, als 1831 das Herannahen der Cholera in Berlin zu den ängstlichsten Vorbereitungen Anlaß gab. Aber Rahels Kraft war gebrochen; der Arbeitsmuth, die Freudigkeit des Jahres 13 kamen nicht wieder. Unerbittlich raubte ihr der Tod einen ihrer Freunde nach dem andern und wenn sie sich auch an jedem „neuen Menschen" erquickte, so fühlte sie sich doch immer einsamer. Freilich war sie ihrer Umgebung wegen bemüht, dies zu verbergen, und wenn sie nur irgend schmerzlos war, erschien ihre Laune funkelnd, wissprühend wie immer; aber in dem vorletzten Briefe an Genz — der sich ihr wieder genähert hatte und dessen Tod sie tief erschütterte, — klagt sie:

"Ich sehe noch hie und da Menschen, lese, höre; aber lebe ohne Paars und denke an die Vergangenheit, wie ein Verstorbener."

Auch Goethe, — von dem sie sagte: „Er und Leben sind mir immer eins!" — auch Goethe starb vor ihr, endlich noch der geliebteste ihrer Brüder. Das Verlangen nach Ruhe wuchs, obwohl sie dankbar die Liebe anerkannte, die ihr geblieben war, und für jeden Sonnenblick und alles Gute empfänglich bleibt. Zu Ende des Jahres 1832 schrieb sie in schwerer Krankheit:

"Nach Beendigung unseres Schicksals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang desselben: eine Art von neugierigem Jugenddasein, ein zum All gehöriges Dasein. Wenn man sich nun einmal hat verlieren müssen, so ist es schön, diese kleine Seligkeit, diese zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, sie auch nur zu kosten. Welch ruhevolleres, genußergiebigeres Daseinsgefühl ist es, gleichsam nur zur Atmosphäre gehörig, mit ihr und durch sie zu leben; mit einem Geist gekrönt, der dies betrachtet, mit einem Herzen im Busen, welches dies allen Mitgeschöpfen verschaffen möchte. Dann ist nur Gesundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmosphäre. Ich erwarte mit in aller Ewigkeit, wie Saint-Martin, immer neue Offenbarungen. Wie schwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben sie aus! Welche Schmerzen müssen wir

durchmachen! Aber ich danke für das Schlimmer-Gap."

Rahel starb den 7. März 1833. Heinrich Heine hat ihr in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Buchs der Lieder" ein ehrenvolles Denkmal gestiftet, das ehrenvollste bleiben aber ihre Briefe, die unter dem Titel: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" gesammelt sind.

Zweiter Auszug aus: „Der Wortbruch."

Drama in drei Aufzügen

von

Eduard Franke.

(Schluß.)

Siebente Scene.

Vorige. Helene

(durch die Heftigkeit der Rede in die Seitenthür gelockt, erscheint schon, ehe Boscages Rede geendet, und bleibt, Vater und Sohn anstaunend, stehen.)

Boscages (nach einer Pause.)

Und nun sprich frei und ohne Leidenschaft, Wenn Du des Vaters würd'ger Sohn willst heißen:

Wie kam er her? — Was weißt Du mehr von ihm?

Und wo — wo hast Chateaufeul — Du verborgen?

Helene (schreit auf.)

Chateaufeul — Wie?! —

Boscages und Dagobert

(fahren herum und starren sich überrascht an.)

Dagobert.

Sie kennt ihn. — Ja — er ist's.

Boscages (bei Seite.)

Dies Zeugniß ist entscheidend. — Ja, er ist's.

Helene

(ist vorgestürzt und sieht sie wechselweise an.)

Chateaufeul — spricht — Ihr kennt ihn — ist er hier?

Es war kein Traum — kein Spiel der Phantasie —

Kein irrer Wahn? — D redet doch — o redet! —

(Da beide schweigen, fährt sie dringend stehend fort.)

Wollt Ihr dem Durstigen die Quelle schließen,

Der nach des heißen Tages Last und Schwüle

Die sprudelnde mit Sehnsuchtsblick begrüßt,

Weil nur in ihr ihm neues Leben fließt? —

D wenn Ihr je mich liebte, dies Gefühl

Jemals erkannt in seiner ganzen Reinheit,

Laßt mich in Zweifelsqualen nicht vergehn,

Sprecht: ist es wahr — und wie ist es geschehn?

(Steht stehend, die Hände gegen Dagobert ausgestreckt.)

Boscages

(hat vor sich hinausgestarrt, erhebt jetzt in freudiger Bewegung die Hände zitternd zum Himmel, bei Seite.)

Es ist Dein Werk! — Du hast sie hergesendet,
Daß sie der Rettungengel werden soll,
Der ihn zurückhält von der Frevelthat:
Mein Herr und Gott — im Staub bet' ich
Dich an!

Helene.

Du schweigst Dagobert? — Ist das Deine Liebe? —

Boscages (rasch und entschieden.)

Wahr ist, was Du gehört — und seine Liebe
So groß ist sie, daß er den eig'nen Gast,
Dem er sein heilig Schwurwort verlieh,
In blinder Eifersucht ermorden will, —

(Zu ihr tretend, sagt er halblaut angstvoll:)

Wie jener Oscar von Boscages — o rette
Vom Untergange mich und mein Geschlecht!

Helene (zu ihm ebenso.)

Entsetzlich — Nein — es darf — es soll nicht sein!
(Kant und gedrängt, doch ohne zu große Leidenschaft zu
Dagobert.)

Dagobert — wie — das wolltest, konntest Du? —
Du könntest den, den das Geschick gesendet,
Die Rechnung abzuschließen, feig erschlagen,
Weil dieses Herz — dereinst für ihn erglüht? —
D wahrlich, nimmer Ehre kann das sein:
Das wirst Du nicht, Dagobert, — nein! —

D sage,

Wo ist er — wo? — D laß mich zu ihm hin:
Er muß jetzt meiner Ehre Rechnung tragen.

Dagobert.

Helene! — Nimmermehr! — Das ford're nicht.
Nicht denken kann ich's, Dich, Du reiner Engel,
Dem nah' zu wissen, der verbrecherisch,
Wie ich erfahren nun, Dich einst betrog.
Nenn' Thorheit es, benenn' es Eifersucht,
Nenn's, wie Du willst. — Nur das erkenne d'rin,
Daß ich Dich glühend, Dich unendlich liebe.
Seit ich erfahren, daß Dein Herz einst sein,
Erfahren, daß ein Schwur Dich ihm verbindet,
Erfahren, daß er schändlich Dich verrieth —
Ward aus dem Gaste meines Lebens Feind;
Denn Mensch nur bin ich, kann nur menschlich
fühlen.

Der Himmel selbst hat ihn hierher geführt,
Er will durch mich den Streich der Rache führen! —
Giebt er zurück nicht willig Dein Versprechen,
So mag der Würfel fallen ob uns beiden,
Und Kampf auf Tod und Leben nun entscheiden.

Helene (erregter.)

Dagobert — o mein Gott — ich kann's nicht
fassen,

Kann's denken nicht — daß so es enden soll. —
Dein Leben in Gefahr! — Was er mir raubte,

Nichts wär's, nichts gegen das, was jetzt er raubt,
Wenn Dich, Dich nun sein scharfer Stahl durch-
bohrte:

Dann erst hätte' alles, alles ich verloren,
Dann erst bin zum Verderben ich erkoren. —

(Ergriffen von der Angst, daß er getödtet werden könnte,
vergißt sie alles und fährt in höchster Leidenschaft fort:)

Nein, nein! — Ich will ihn seh'n nicht, nicht ihn
sprechen,

Will sein Vergehen, den Verrath nicht rächen:

Will leiden, dulden, tragen, seh' Dein Leben

Vom Tod' ich nicht und von Gefahr umgeben.

Will Dein sein, Dein, so lang' die Pulse schlagen,

Dies Herz sich regt, ein Hauch der Brust entflieht,

Die schwachen Sehnen noch den Körper tragen,

Die Lippen beben, dieses Aug' erglüht!

Nur keinen Kampf! — D laß, laß Dich beschwören,
Dir lebend will ich liebend angehören!

(Sie umschlingt ihn krampfhaft. — Kleine Pause.)

Boscages

(hat bis dahin ruhig zur Seite gestanden; der neue
Wortbruch, welcher aus Helenens Versprechen hervorgeht,
schreckt ihn empor; er tritt rasch und kräftig dazwischen
und ruft in großer Aufregung:)

Kein Wortbruch! — Nein! — Kein Wortbruch
hier im Haus!

Ob Du — ob er — es führet uns zum Abgrund.

(Er trennt sie; zu Helene ernst und fest.)

Zurück! — Nicht vom Moment laß Dich erfassen,
Zu schwören, was Du jetzt nicht halten kannst,

Wo jener hier, dem Du Dich einst verlobt.

Brichst Du so schnell Dein Wort und Dein Ge-
lübde?

„Oh' nicht mein Schwur gelöst, mein Name rein,
„Kann eines Edlen Weib ich nimmer sein —“

War dieses Wort, das gestern Du gesprochen,

Nur leichter Schaum auf feuchtem Wellenmunde,
Vom Sturm erzeugt, vom Sturm in nichts zer-
stiebt:

So bist auch Du nur ein gewöhnlich Weib,
Ein Halm, den jeder Luftzug anders wendet. —

Sein bist Du noch. — Erlöse sein Versprechen,
Dann darfst Du ohne Schuld das Deine brechen.

Helene (mit Schmerz.)

D Vater, Vater — Du hast recht — hast recht. —
Das schwache Herz, mag es im Leid' erbeben,

Mag Angst — Gefahr es — bitt'rer Schmerz
umziehen,

So lang es schlägt — vom Hoffnungskeim um-
geben,

Wird ewig Liebessehnsucht d'rin erblühen.

Bergieh, wenn ich beim Liebe-Hoffnungsgruß
Vergessen, was ich sollte, was ich muß.

Dagobert (heftig.)

Wenn Du erkennest, was Du sollst und mußt,
So laß auch mir mein richtiges Erkennen:

Klar ist mir jezo, was ich noch zu hoffen,
Und nur im Kampf seh' ich mein Heil noch
offen.

(Will rasch in den Hintergrund.)

Helene (schreit auf)

Dagobert! — Vater! — Gott! —

Boscages (stark.)

Bei meinem Zorn,
Zurück! — Zum letzten Mal ruf' ich Dir's zu. —
Wie sie ihr Wort, gabst Du das Deine auch.
Wenn ihr gelöst, was beide Ihr gelobt,
Doch früher nicht, so wahr ich Dich erzeugt:
Sprech' ich ein Amen der Vereinigung!

Dagobert (bleibt stehen.)

Helene (steht ihn bittend an.)

(Kleine Pause.)

Helene (naht sich Dagobert.)

O höre mich! — Dämpf' diese Blut, — bedenke.

Dagobert (wieder heftig.)

Ich kann nichts denken, als, er ist mein Feind.
Ein Thor, der ohne Kampf sein Alles giebt.
Zudem — als ich zum Schutz mein Wort ihm
gab —

Hat er durch eitlem Wortkram mich berückt;
Doch als ich hört', daß er des Königs Feind,
Verfolgt von dessen Treuen, — die auch hier
In kurzer Zeit bei uns erscheinen werden, —
Sagt' ich ihm klar, dem Mißverstandniß nur
Hab' er zu danken, was ich rasch versprach;
Und fügte ferner nimmermehr hinzu,
Daß ich mich fest daran gebunden fühle.
Er stahl mein Wort. — Wann ist Gestohlenes
eigen? —

Und trog er mich — zahl' ich mit gleicher
Münze,

Ja, ehr' ihn noch, wenn ich ihm Zweikampf biete.

Boscages (mit höchstem Gewicht.)

Wilst mit Sophismen Du den Mann berücken,
Erregter Thor?! — Ich sage: Wort bleibt Wort.
Hast Du die Pflicht verletzt, mußt Du es tragen;
Doch wasche sie nicht rein in Deiner Ehre;
Das ist die Grenze, über die hinaus
Der Mensch gefahrlos nimmer schreiten kann.
Des Gastrechts Bruch söhnt nicht verletzte
Pflicht,

Und durch Verrath erkaufst man Ehre nicht. —

Dagobert

(schlägt die Augen zu Boden.)

Boscages (fährt steigend fort.)

Verwechseln willst Du die Begriffe jezt. —
Von Eifersucht und blindem Haß durchwogt,
Er schlagen Deinen Feind, weil er des Königs,
Des Königs Feind — weil er der Deine ward; —

Ich nenne solche Heldenthat — Verbrechen, —
Und fluche dem, der einen Ruhm erstrebt,
Der ihm ein Brandmaal in die Stirne gräbt!

Dagobert

(steht finster abgewendet.)

Helene (stehend.)

Dagobert! —

(In diesem Augenblicke ertönen Schläge an das Hofthor.)

Helene (bebt zusammen und flieht zu Boscages.)

Dagobert (erhebt horchend das Haupt.)

Boscages (will an's Fenster.) Indem ertönt
eine Stimme außen:

Aufgemacht, in Königs Namen!

Boscages (rasch und gedrängt.)

Da sind sie schon. — Wir dürfen hier nicht zögern. —

Es drängt die Zeit. — Kein Wort denn weiter
jezt:

Mein Sohn wird seines Vaters würdig sein. —
Unedle Rache kennt seine Seele nicht,
Und jezt gebietet ihm die Doppelpflicht —
Sein Wort und seine Ehre: — vor Gefahren
Des Schütlings Leben treulich zu bewahren.
Wir geh'n hinab. — Du bleibest hier zurück,
Von Deinem Plage wirst Du nimmer weichen,
Bis die Gefahr entfernt. — Was Euer Glück
Erheischet, sei in Ruhe dann erwogen.

(Er tritt zu Dagobert.)

Dagobert! täusch', o täusch' nicht mein Vertrau'n. —
Und fliehe, flieh' — wenn der Versucher naht:
Des Vaters Fluch folgt der unedlen That —
Hätt' ich im letzten Sohne mich betrogen —
Müßt' ich Verrath in seinen Zügen schau'n. — —
Dann richtet diese Hand ob dem Verbrechen —
Und Gott — mög' meiner That das Urtheil
sprechen.

(Er faßt rasch Helenens Hand und zieht sie mit sich zur
Mitte ab.)

Helene (blickt noch einmal um und streckt die Hand
gegen Dagobert aus.)

(Das Klopfen unten wiederholt sich heftiger.)

Die Stimme:

Macht auf — macht auf! Wir sprengen sonst das
Thor!

Dagobert (nach oben blickend.)

O Gott, gieb Kraft dem, der sich selbst verlor!
(Er schlägt die Hand vor's Gesicht und sinkt in den
Stuhl.)

Der Vorhang fällt.

Gedichte.

Es tobet und brauset die wilde Flut.

Es tobet und brauset die wilde Flut,
Die sich stürzt vom Berge hernieder,
Die Welle strömet in blinder Wuth
Und singet gewaltige Lieder;
Doch unter dem reichen blumigen Land
Wird sanfter und stiller die Welle,
Fließt ruhig zum blauen Meeresstrand,
Die einst so trozige Quelle.

Und so auch das Herz, es siedet und kocht,
Stürzt wild sich ins Lebensgebränge,
So viel es erlebt, nichts hat es vermocht,
's ist alles nur eitles Gepränge!
Eins nur blieb wach in tiefster Brust,
Mit heißem, freudigen Triebe,
Blieb wach noch im Schmerz, in jeglicher Luß,
Die Sehnsucht nach ewiger Liebe!

Oscar Reibel.

Dann.

Im Ernste trüber Ahnungsstunde,
Wenn bange Furcht das Herz beschleicht,
Und der Gedanke, der gesunde,
Gestalten und Phantomen weicht;
Wenn Dede mich und düstre Leere
Zu ihren grauen Fahnen wirbt,
Geht eine Frage, eine schwere,
Aus meinem Mund: wie, wenn sie stirbt?

Wenn deines Lebens einz'ge Freude,
Wenn deiner Tage helles Licht
Wird zu des Todesengels Beute,
Wenn ihr das schöne Auge bricht?
Wie, wenn dir fern von ihren Leiden
Des Windes Hauch die Kunde bringt,
Daß du den Todtenkranz mußst neiden,
Der um die reine Stirn sich schlingt?

Was dann? Was dann? kannst du dir's sagen?
Was, wenn die Sonne dir erlischt?
Hinweg mit so unseligen Fragen,
Das wie der Hölle Höhnen zischt; —
Wer mir von meinem armen Leben
Die letzte Rose frevelnd bricht,
Ich kann ihm keinen Namen geben,
Doch eine Gottheit ist es nicht!

Wer dem, dem nie ein Laut der Schmerzen
Entschlüpft bei aller Erdennoth,
Das einzige Theure reißt vom Herzen
Und giebt's dem kalten blassen Tod;

Das ist kein Gott und — nie gesch'eh' es! —
Doch kommt, was bang die Seele denkt; —
Ein Geist des Irrsals und des Wehes,
Der Liebe nicht, die Erde lenkt!

Adolf Stern.

O Lieb', dein Aug ist groß und tief.

O Lieb, dein Aug' ist groß und tief,
Tief, wie die Meeresflut,
Dieweil darin so bald entschlief
Mein froher Knabenmuth.

Dein tiefer, blauer Augesgrund
Ist reich an Perlen fein,
Die hol' ich mir zu jeder Stund',
Es sind die Lieder mein.

Dein Aug', wie das Meer ist weit und licht,
Es ist so tief und still,
Nur einzig stürmen kann es nicht,
Auch wenn es stürmen will!

Ludwig Reban.

Frühlingslied.

Es regt sich im schattigen Waldesgrün,
Es regt sich in buntem Gemische;
Viel Blumen, die einsam im Schatten blühen,
Erstehen in duftiger Frische.
Die Schöpfung durchwehet ein göttlicher Hauch
Und säthelt die Halme und Glocken;
Der Lorch' in den Lüften wohl mag er auch
Die preisenden Lieder entlocken.
Da regt es sich auch in des Menschen Brust
Gleich Wiedererwachen vom Traume:
Es wird sich der Geist seiner Kraft bewußt
Als Sprößling am Weltenbaume.

Josef Christofani.

Bücherschau.

Geschichten-Bibliothek für das reifere Alter.
Dritter und vierter Band. Die vereitelte
Weihnachtsfreude — Freud und Leid von
Ferdinand Schrader. König Wenzel der zweite
von Böhmen von J. Neumann (Satori). Ver-
lag von Herrmann Fritsche. Leipzig.

Wenn wir das Urtheil über diese Bücher für
die Jugend zusammenfassen, ohne die eindringende

Suade der Kritik daran zu legen, so müssen wir sagen: sie enthalten nichts, was dem kindlichen Geiste zu schwer und dem jugendlichen Gemüthe unverständlich wäre.

Allein Ref. hält es für Unrecht, die sogenannten Kinderschriftsteller nur vom Standpunkte kindhafter Anschauungen zu beurtheilen, sie als Autoren überhaupt ganz oberflächlich zu betrachten und ihre Leistungen mit allen produktiven Kräften stillschweigend zu genehmigen.

Wenn sich über diesen Abzweig der Literatur die Geißel der Kritik eben so scharf schwingen wollte, wie über allen andern geistigen Produktionen, so würden die Verfasser der Kinderschriften gewiß vorsichtiger zu Werke gehen und es nicht wagen, alte Kinderfreundgeschichten neu aufzuputzen und ein beliebiges Coda daranzuhängen, wie F. Schrader in Freud und Leid versuchte. Auch möchte das Stückchen Weltgeschichte aus Böhmens Annalen etwas gehaltvoller zusammengefaßt gewünscht werden müssen, wenn es wirklich als Charakterbild gelten sollte. Seit wir den Sonnenstrahlen die scharfen Typenbilder verdanken, ziehen wir Klarheit und Natur dem verschwommenen Idealismus vor.

5. 6.

Ramiro. Ein romantisches Gedicht von Anton August Sarrazin. Zweite Auflage. Gifhorn. Verlag der H. Schulzeschen Buchhandlung.

Ref. gehört nicht zu den Leuten, die in jedem neuen Werke, sei es Dichtung, sei es Composition, nach Reminiscenzen aus anerkannt guten Meistern suchen; allein bei vorliegendem Werke tritt eine vollständige Nachbeterei so schlagend hervor, daß er nicht umhin kann, diese Sache zu besprechen. Ramiro ist nichts weiter, als eine verwässerte Copie von Wielands Oberon und es bleibt unbegreiflich, wie es jemand wagen kann, unter diesen Umständen mit einem zweibändigen romantischen Gedichte als Dichter hervorzutreten. Was nützt es, daß hie und da eine ganz hübsche Strophe herausgedreht ist, wenn man, von vorn herein mißtrauisch gegen eine schöpferische Kraft gemacht, dem Gedanken Raum geben muß: das Gute ist nicht eigene Idee. Einzelne Gesänge entbehren wirklich einer gewissen netten Versification nicht, aber ist der Versificateur ein Dichter zu nennen?

Schließlich machen wir Herrn Anton August Sarrazin in Gifhorn aufmerksam, daß uns Titania die Auslieferung des illegitimen Knaben, den sie der Mama in der Grotte raubte, schuldig geblieben ist. Die Titania im Oberon ist ehrlicher! Sie bringt

zum Schluß das Knäblein und liefert es den glücklich im Hafen angekommenen Eltern aus.

5. 6.

Margarethe, „jeune fille et jeune fleur.“ Ge-
krönte Preisschrift von Baron Hermann du
Casse. Aus dem Französischen von Carl Hip-
polit Chelard. Gifhorn. Verlag von Hermann
Schulze.

Es wird den Preisschriften in Frankreich wohl eben so gehen, wie denen in Deutschland: die Preisrichter finden sie gut und das Publikum findet sie langweilig. Exempla sunt etc. Diese gekrönte Preisschrift, die uns vorliegt, leidet an einer süßen Ueberschwenglichkeit, die vormärzlich ist und jetzt kaum in der frommen Schwärmerei eine Duldung findet, welche, wie Unkraut wuchernd, aus dem zertrümmerten Gebäude der deutschen und französischen Revolution hervorbricht. Diese herzbrechende Sentimentalität, die sich von Gott, mit Gott und für Gott auf allen Stufenleitern des Gefühles geltend macht, entbehrt jeder Wahrhaftigkeit und gehört zu den faulen Flecken in den hoch, höchst und allerhöchst gebildeten Kreisen. Mögen diese dies Büchlein zu kanonisiren suchen.

5. 6.

Harzsagen. Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzburg und Goslar, bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Hornhausen von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1854.

Seinen Beruf und seine Befähigung zu dem uns vorliegenden Bande hat der bekannte treffliche Schriftsteller bereits in den Büchern: „Aus dem Harze. Skizzen und Sagen,“ und „Kinder- und Volksmärchen“ documentirt. Die „Harzsagen,“ mit einem Fleiße und einer Liebe zur Sache gesammelt, wie man sie nicht allzuoft vorfindet, haben ein mehr wissenschaftliches Gewand, als die vorgenannten Bücher. Sind auch die eigentlichen Erzählungen, wie es nicht anders sein kann, im einfachen, schlichten, volksthümlichen Tone gehalten, so hat der Verfasser in dem Anhang durch die fleißigste Benutzung der geschichtlichen und mythologischen Localliteratur eine Reihe kleiner Artikel gegeben, von denen er mit Recht sagt, daß man gewöhnt ist, solche selbstständig in Fachzeitschriften zu lesen.

Die sehr bedeutende Anzahl der Sagen vertheilt sich auf: die Harzburger Gegend, Goslar, Gittelde und die Staufenburg, Bergstadt Lautenthal, Bergstadt Wildemann, den Hibichenstein und die Bergstadt Grund, die Bergstädte Klausthal,

Zellerfeld und Altenau, den Bruchberg, die Bergstadt St. Andreasberg, den Riesensbeck und Ramschlacken, den Buntentock, Lerbach, Osterode, den Lichtenstein, die Herzberger Gegend, Ronau und Sieber, Scherzfeld, die Lauterberger Gegend, den Römerstein, Sachsa und Sachsenstein, die Zorge, Elrich und die Kelle, Ilesfeld und Hohenstein, die Nordhäuser Gegend.

Es erhellet aus dieser Angabe, daß Heinrich Pröhle keinen nur einigermaßen wichtigen Punkt außer Auge gelassen hat. Wirklich überraschend reichhaltig sind zum Beispiel die Sagen von Goslar, Klausthal und Zellerfeld. Im allgemeinen enthalten alle viel Poesie und die Quintessenz des

gesunden unverdorbenen Volksgefühls. Jene trockne und breite Moral, verbunden mit Gespensterspuck, die z. B. die sächsischen Sagen so unerquicklich macht, tritt uns hier nirgends entgegen.

Heinrich Pröhle hat sich durch seine Sammlung ein unbestreitbares Verdienst, dem wir die möglichste Anerkennung wünschen, erworben. Ein in Aussicht gestellter zweiter Theil des Werkes, welcher die Sagen der Gegend vom Brocken bis zur Grafschaft Mansfeld enthalten soll, würde sehr willkommen heißen werden müssen.

Die Ausstattung entspricht dem Werthe des Buches vollkommen.

A. St.

Fenilleton.

Beitschwingen.

Lucile Grahn in Leipzig. Lucile Grahn hat in Leipzig Gastvorstellungen, zunächst als Melva in dem Hellschen Ballette gleichen Namens begonnen. Die Grazie und Berve der lebenswürdigen dänischen Terpsichorepriesterin noch schildern wollen, wäre Eulen nach Athen tragen. Das zahlreich versammelte Publikum spendete enthusiastischen Beifall. Ihre Meisterschaft in der Mimik bekundete Lucile Grahn auch in ihrer zweiten Gastrolle als Fenella in der Stumme von Portici.

Die Berliner Hofbühne und ihre Novitäten. Bekanntlich hat keiner der deutschen Hoftheaterintendanten so viel Angriffe von Seiten der Kritik zu erfahren, als Herr von Hülsen in Berlin. Will man nun denselben nicht des Mangels an gutem Willen und Takt beschuldigen, so muß man wirklich das Schicksal bedauern, welches er mit all seinen Novitäten auch in jüngster Zeit hatte. Der succès d'estime, den „Susanna und Daniel“ errang, ist das einzig Erfreuliche für ihn seit Beginn des neuen Jahres gewesen. Vieles mit Fleiß und Kosten in Scene Gesezte machte totales Fiasco oder forderie neue Angriffe heraus. Jetzt verspricht man sich günstigeren Erfolg von H. Grimms Drama „Demetrius“, zu dem Joachim Raff in Weimar eine gleichfalls gerühmte Musik geschrieben hat. Der Dichter debütirte mit einem Bücherdrama „Armin“, welches mindestens keinen Zweifel an seiner dramatischen Begabung erlaubt.

Dichtung und Dichter. So betitelt sich eine von Ferdinand Freiligrath (in Verlag von Ras in Dessau) soeben herausgegebene Anthologie, welche in Bezug auf Zusammenstellung und Werth des Inhalts warme Empfehlung verdient.

Musikalische Literatur. Das seit längerem angekündigte Werk: „die Musik der Gegenwart und die Gesamtkunst der Zukunft“ vom Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“, Franz Brendel, ist nun (Leipzig, Bruno Hinze) erschienen, und werden wir Gelegenheit haben, auf das Werk zurückzukommen. Robert Schumann und Robert Griepenkerl beabsichtigen beide ihre gesammelten, musikwissenschaftlichen Werke erscheinen zu lassen; von Hoplit wird ein Werk über Berlioz beabsichtigt.

Briefkasten.

Herrn E. M. in Halle. Ihre Artikel erhalten. Wollen Sie uns nicht nochmals Ihre genauere Adresse angeben? — Herrn L. R. in München. Wir haben die Notiz über Platens Denkmal nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie uns zu spät zuging. Da sie von allen andern Blättern gebracht wurde, glauben wir die Sache damit erledigt zu haben. — Fr. E. D. in Meissen. Nach der Auskunft, die uns von der Redaktion der Novellen-Zeitung zu Theil wurde, ist die Manuscriptangelegenheit Herrn A. P.'s bereits erledigt. — Herrn P. W. hier. Wird angenommen. Aber Geduld — wir dürfen nicht zu viel lyrische Verse bringen. Alle an die Abend-Zeitung gerichteten Postsendungen sind an die „Buchdruckerei von Fr. Rückmann“ zu adressiren.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.